

# Rezension

David Jöckel

Bachur, Joao Paulo (2017): *Schrift und Gesellschaft. Die Kraft der Inskriptionen in der Produktion des Sozialen, Velbrück Wissenschaft*. 358 Seiten. ISBN-10: 3958321054

Schrift und Gesellschaft – ein Thema der Soziologie? Wie Joao Paulo Bachur zurecht feststellt: wohl eher nicht. Der sozialtheoretischen Befassung mit der gesellschaftlichen Bedeutsamkeit der Schrift ist, wenn man so möchte, auf merkwürdige Weise das Wasser abgegraben worden. Trotz der Vielzahl der sowohl alltagsnahen wie zentrale Bereiche der Gesellschaft berührenden Beispiele, die sich intuitiv denken lassen und die Bachur selber aufführt (23), wenn es um die Frage der Relevanz der Schrift für soziale Zusammenhänge geht, ist die Soziologie über die Schrift hinweggegangen und hat sich hastig ihren Nachfolgern zugewandt: den elektronischen oder digitalen Medien, dem Internet (21). Allein in der kurzen Phase nach den fünfziger oder sechziger Jahren, als der *linguistic turn* anzuheben begann, wurde auch der kultur- und sozialtheoretischen Zentralität der Schrift in sozialwissenschaftlichen Diskussionszusammenhängen Rechnung getragen. Die für Bachurs Unternehmen einer soziologischen Schrifttheorie relevanten Ideen und Einsichten wurden darum vornehmlich in diesem Zeitraum oder im Rekurs auf diesen formuliert.

Ihm geht es allerdings weniger lediglich um die Erörterung der *Ursachen* der ›Schriftvergessenheit‹ der Soziologie, sondern, sehr selbstbewusst, um die erstmalige konzeptionelle Grundlegung einer solchen soziologischen Theorie der Schrift. Dafür unterscheidet er zunächst drei analytisch differenzierbare Funktionen von Schrift (24ff.): sie ist (i) *Mnemotechnik*: es geht um Bewahrung, Speicherung und damit um die Überbrückung zeitlicher Differenzen im Sozialen; (ii) *Kommunikationsmedium*: sie überbrückt die räumlichen wie zeitlichen Differenzen zwischen kommunizierenden Akteuren; (iii) *dokumentarisches Medium*: durch Schrift lassen sich soziale

Vorgänge und Geschehnisse aufzeichnen und für andere verfügbar machen. Dass letztere Funktion vom Autor des Buchs auszuzeichnen versucht wird, verdeutlicht er ganz am Ende. Statt – was ja doch recht plausibel wäre – »das Verständnis der Schrift als Medium der Kommunikation zwischen Abwesenden« feiner auszuarbeiten und in seinen Konsequenzen zu durchdenken, zielt er auf eine mit Bruno Latour vorzunehmende »Umstellung auf ein Dokumentationsparadigma der Schrift« (327); warum dies so laufen muss, wird gleichwohl nicht erörtert. Bachur legt zwar ganz kurz nahe, es müssten »das Paradigma des Kommunikationsmediums und das des Dokuments [...] kritisch analysiert und gegeneinander abgewogen werden« (34), jedoch bekommt man als Leser diesen Abwägungsprozess nicht mit und wird direkt mit dem Vorentscheid für das ›Dokumentationsparadigma‹ konfrontiert.

Die Studie schreitet nun allerdings nicht systematisch entlang dieser drei Dimensionen fort – diese tauchen nurmehr vereinzelt auf –, sondern Bachur wählt eine andere Vorgehensweise, die im weiteren Verlauf einige konzeptionelle Probleme mit sich bringt. Aufgeteilt ist das Buch nämlich in *vier Teile*, die wiederum in bis zu vier Kapitel untergliedert sind. Die Differenzierung der vier Teile legt zunächst ein systematisches Motiv für dieses Vorgehen nahe, denn die Teile sind mit Überschriften versehen, die jeweils ein spezifisches Thema, einen bestimmten Gesichtspunkt oder eine konzeptionelle Dimension herausgreifen. Innerhalb der Teile finden sich dann aber weitestgehend isoliert bleibende, wenn man so will: ›exegetische‹ Überlegungen zu etablierten Autoren des sozial- und kulturwissenschaftlichen Kanons. Weshalb aber dieses *Vorgehen* – also die Behandlung einzelner Autoren innerhalb thematisch voneinander abgesetzter Blöcke – zum einen und diese *Gliederung* und diese *Reihenfolge* zum anderen gewählt wurden, darüber erfährt man in den einleitenden Ausführungen der Studie nichts. Ebenso wenig findet sich eine Begründung oder zumindest eine Erläuterung, weshalb nun gerade diese Autoren und keine anderen behandelt wurden. Zwar pausiert die Arbeit in ihrem Gedankengang an mehreren Stellen (96-98, 150f., 174-178, 248-250, 252f., 291ff., 327 – es ist ersichtlich, wie wenig Raum die systematisierenden Überlegungen im Gesamtgefüge einnehmen), aber innerhalb der den einzelnen Autoren gewidmeten

Kapitel gibt es seitens Bachurs keine Hinweise oder Orientierungen für den Leser, welche für sein Projekt einer soziologischen Schrifttheorie relevanten Gesichtspunkte bislang schon elaboriert sind oder welche Abschnitte nun noch aus bestimmten Gründen folgen mögen. Das ist besonders misslich, weil sich so die Frage auftut, weshalb eine systematisch angelegte Studie – es geht schließlich um die Konturierung einer eigenständigen soziologischen Theorie der Schrift, nicht um die Erstellung eines Kompendiums von klassischen Schrifttheorien – sich so minutiös auf bestimmte Autoren einlassen muss und weshalb sie diese Autoren dann auch noch sehr stark voneinander separiert abhandelt. Man muss sich also im Verlauf der Lektüre als Leser immer wieder selber darüber aufklären, welche Funktion und welchen Stellenwert die Ausführungen haben, und erfährt erst relativ spät (252), welche Schwierigkeiten eine solche soziologische Schrifttheorie auszuräumen hat, bevor sie etabliert zu werden vermag: sie soll (i) die Schriftvergessenheit diagnostizieren, (ii) den asoziologischen Individualismus der Schriftforschung auflösen und (iii) die spezifische »Vergesellschaftungsleistung der Schrift« (252) erklären. Dass es in dieser Studie vornehmlich darum geht, hätte man aber gerne früher gewusst und systematisch, etwa in der Einleitung, dargestellt gesehen.

Ein weiteres Problem, das allerdings weniger schwer wiegt als diese elementaren konzeptionellen Probleme, ist, dass so zwar die *Breite* der Theoriekenntnisse des Autors unter Beweis gestellt wird, die *Präzision* und die *Tiefe* der Diskussion der einzelnen Theorien die jeweiligen Experten unter den Lesern kaum zufriedenstellen dürfte; man kann sich, selbst wenn man von keiner der rezipierten Theorien tiefer reichende Kenntnis hat, leicht vorstellen, dass es hier schon aufgrund von Platzmangel in jedem Kapitel Auslassungen von Einsichten und Ideen gibt, die gleichwohl in konzeptioneller Hinsicht wichtig gewesen wären. Der Vielzahl der behandelten Theorien geschuldet, muss Bachur also mehr oder weniger über sie hinweghuschen, als dass er sich gebührend auf sie einlassen könnte. Man erfährt auf diesem Weg zwar allerhand über diese oder jene Theorie, aber ob für eine abrisshafte, oberflächliche Behandlung etablierter, kanonisierter Autoren tatsächlich die Ausarbeitung einer soziologischen Theorie der Schrift hätte angestrengt werden müssen, ist

fraglich. Bevor ich auf solche inhaltlichen Details, am Beispiel des Abschnitts zu Pierre Bourdieu, eingehe und am Ende die Kritik der Studie resümiere, sei kurz wiedergegeben, wie Bachur im einzelnen vorgeht.

Der (I) erste Teil widmet mit John L. Austin und Jacques Derrida zwei zumeist sprachtheoretisch ausgelegten Autoren und sucht mit ihnen begrifflich zu konturieren, wie man sich die Stabilisierung sozialer Zusammenhänge und Strukturen analog zur Sprache vorzustellen hätte.

Im (II) zweiten Teil sodann geht es ausführlich um die »Schriftvergessenheit« der Sozialtheorie: Bachur wendet sich hier ausführlich drei Theorien zu, die man – vermutlich nicht zu unrecht – selten in einen Zusammenhang gebracht gesehen hat: Jürgen Habermas' Theorie des kommunikativen Handelns, Bourdieus erratische sprachsoziologische Einlassungen und Judith Butlers Performativitätstheorie. Anders als im ersten Teil stellt sich Bachur hier aber nicht affirmativ zu den drei Theorien, sondern sie müssen lediglich als Beispiele dafür herhalten, was er dem Gros der soziologischen Theorietradition anlastet: sie arbeiten »mit dem Paar *Handlung* und *Interaktion*« (154) anstatt auf Schrift einzugehen, sie sind »schriftvergessen«. »Die folgenden Kapitel setzen die Diskussion der Stabilität des Zeichens und der Kraft der Sprache« (155), also den ersten Teil daher umstandslos und unvermittelt fort. Weshalb es nun, dazwischen, einer in die Breite gehenden Diskussion von Habermas, Bourdieu und Butler bedurfte, wird ebensowenig klar wie die Frage, ob sich Bachur auch Austin nur aus kritischer Distanz zugewandt hat.

Vielmehr folgt darum jetzt (III) der dritte und weitaus längste Teil, der das »Überlieferungsparadigma der Schrift« behandelt. Hier gibt es vier eigenständige Kapitel. Zunächst zum (a) Übergang von Oralität zu Literalität, den Bachur mit Hilfe der klassisch gewordenen Medientheoretiker Marshall McLuhan, Jack Goody, Eric Havelock und Walter Ong rekonstruiert. Darauf folgt ein Abschnitt zu (b) dem, was Bachur das »Mündlichkeits-Schriftlichkeits-Paradigma« nennt. Diese Seiten scheren insoweit aus der Gesamtanlage der Studie aus, als es hier nicht um die Erörterung einer einzelnen Theorie (wie der Luhmanns, Butlers oder Bourdieus) oder eines Theoriezusammenhangs (wie desjenigen der eben genannten Medientheoretiker) geht. Bachur geht

## 170 Rezension

hier auf linguistische Forschungen zur Schrift ein, deren Ausgangsannahmen und deren Erkenntnisinteresse naturgemäß anders als diejenigen der sozialtheoretischen Autoren gelagert sind. Während es dagegen im nächsten Abschnitt (c) mit der Systemtheorie Luhmanns dann wieder um eine klassische Sozialtheorie geht, kommt Bachur im letzten Unterkapitel dieses dem ›Überlieferungsparadigma‹ gewidmeten Teils (d) abermals auf einen in der Soziologie weitgehend unbekanntem Ansatz zu sprechen, nämlich die ›Funktionale Pragmatik‹ von Konrad Ehlich und Jochen Rehbein, der er, bei allen Meriten, allerdings auch wieder ›Schriftvergessenheit‹ vorzuwerfen genötigt ist (248).

An dieser Stelle innerhalb der Arbeit angekommen, wird man sich langsam fragen, weshalb es auch hier wieder solcher ausgiebiger Theorie-referate bedurfte, wenn Bachur ihnen zwar in einzelnen Punkten zuzustimmen vermag, sie aber dennoch in der Hauptsache für unzulänglich hält. Die Schrift bleibe hier bloß »eine instrumentell-mediale Technologie der Übertragung von Wissen, Bedeutung und Informationen zwischen Abwesenden«, was zwar genau mit ihrer von ihm zu Beginn des Buchs hervorgehobenen Funktion als »Kommunikationsmedium« (248; vgl. 24f., 34), das räumliche und zeitliche Distanzen übergreift, zusammenfällt, allerdings hier doch aus irgendeinem Grund problematisch erscheint (aber warum eigentlich?). Eine »anthropologische Fundierung der Sozialität« ziehe sich nämlich »wie ein roter Faden durch die genannten Ansätze und verhindert eine soziologische Schrifttheorie, die bei der Vergesellschaftungsleistung der Schrift ansetzt.« (248) Ob die vier innerhalb dieses Teils referierten Ansätze sich tatsächlich durch eine solche ›anthropologische Fundierung‹ und durch einen »konstitutiven Individualismus« (252) auszeichnen (man denkt vielleicht: wie – Luhmann?) und falls ja, ob sie dies auch noch in derselben Weise tun, darüber mag man, selbst wenn man sich durch Bachurs Ausführungen hat belehren lassen, anderer Meinung sein.

Er selber wendet sich im (IV) vierten Teil seiner Studie vornehmlich Latours ›Inskriptionstheorie‹ zu. Hier geht es nun schließlich und endlich positiv, affirmativ zu: statt die Schrift als Kommunikationsmedium zu betrachten, soll sie, mit Latour und der Praxistheorie (vgl. 288ff., 315ff.), innerhalb eines ›Dokumentationsparadigma‹ be-

trachtet werden. Denn nur ausgehend von der Produktion von Dokumenten könne die leitende Fragestellung nach dem Zusammenhang von Schrift und der Koordinierung von Verhalten beantwortet werden (253, 277). Das wissenschaftliche Labor, so wie Latour es einmal untersucht hat, aber auch »staatliche Bürokratien, Krankenhäuser, Redaktionsausschüsse, Gewerkschaften, Regierungsagenturen« (287) sind für Bachur Orte, an denen es zu ›Schreibpraktiken‹ kommt: dort finde kollektive, institutionell geregelte Arbeit an einem Dokument statt, wofür eine Mehrzahl von Individuen sich zusammentun und ihre Handlungen miteinander koordinieren müssen. Die Gesellschaft erscheine sodann als »industrielle Produktion von Dokumenten« (287), ja als »Dokumentfabrik« (287). Sie erscheint mithin so, dass an den aufgeführten institutionellen Orten eine professionelle, kollektive Arbeit an einem Dokument stattfinde, was mit dem ›materielle‹ oder ›technologische‹ Aspekte (Latour!) implizierenden Begriff der ›Inskription‹ belegt wird. Sozialität oder soziale Ordnung werde so auf eine Weise, die dem Rezensenten nicht klar geworden ist, ›produziert‹.

Die Studie schließt mit gut drei Seiten zu den ›gesellschaftskritischen Implikationen‹ des am Dokumentationsparadigma entlang entwickelten Schriftbegriffs. Demgemäß müsse man in die Institutionen ›dokumentarisch eingreifen‹ (329), sie müssten »umgeschrieben« (329) werden, und »dies kann nur anhand von Inskriptionen gemacht werden« (330), so der letzte Satz des Buchs.

Die schwerwiegenden konzeptionellen Mängel, die sich die Studie durch ihr Vorgehen und durch ihre Anlage einhandelt, sind schon angedeutet worden. Aber auch innerhalb der Kapitel gibt es zahlreiche Stellen, an denen nicht klar wird, weshalb die Studie so disponiert, wie sie es tut. So rangiert etwa Bourdieu als beispielhafter Fall, um die Diagnose der sozialtheoretischen Schriftvergessenheit zu unterfüttern. Dieser Aspekt in Bourdieus Theorie wird allerdings lediglich touchiert: nur eine Seite (126) ist für dessen Thematisierung der Schrift reserviert, und was daran für kritikwürdig gehalten wird, wird nur stichwortartig abgehandelt. Bourdieu sei bei einer »traditionellen Assoziation von Schrift und Macht« stehengeblieben, es gebe einen »technologisierenden Bias«, die Schrift bleibe »außerhalb der Sozialitätssphäre«. Weshalb es zu so einer har-

schen Kritik an Bourdieu kommen muss, wird nicht ausgeführt. In den darauf folgenden Seiten innerhalb des Kapitels zu Bourdieu wird vielmehr dessen sprachsoziologischer Ansatz in *Was heißt sprechen?* und seine Auseinandersetzung mit Austin und der Sprechakttheorie referiert, um schließlich in die Kritik zu münden, hier werde »Reden auf eine Machtsache reduziert«, es erscheine »als bloße Widerspiegelung von Klassenlagen« (130). Dass Bourdieu selber vielfach – und eben nicht: »einfach so«, sondern aus innertheoretischen Gründen, die man eruieren müsste – auf Schrift und ihre Bedeutung für das Soziale eingegangen und etwa Eric Havelock an mehreren Stellen herangezogen hat (Bourdieu 1992: 104f.; 1992b: 123f.; 1987: 136, 228Fn.), bleibt so gänzlich außer Betracht. Mit einer solchen Auslassung verschenkt man sich allerdings mindestens zwei doch nicht unwichtige Einsichten, die man bei Bourdieu finden kann und die keineswegs eine äußerliche Entgegensetzung von Sozialität und Schrift implizieren. Um dies hier kurz auszuführen: Für Bourdieu war die Thematisierung der Schrift (i) deswegen wichtig, weil sie erlaubt, soziale Normativität – also die Frage, weshalb sozialen Prozessen und Zusammenhängen eine gewisse (nicht völlig starre oder determinierte) Regelmäßigkeit und Berechenbarkeit innewohnt – im Ausgang von zwei unterschiedlichen Instanzen anzugehen. Es ist ein ohne Zweifel intuitiv richtiger Ausgangspunkt, sich Normen zunächst in verschriftlichter, kodifizierter Form vorzustellen; für schriftlose Gesellschaften musste sich Bourdieu allerdings weitere Modi, wie soziale Zusammenhänge geregelt werden, anschauen. Hier ist es der »Habitus, diese geregelte Disposition zur Erzeugung geregelter und regelmäßiger Verhaltensweisen außerhalb jeder Bezugnahme auf Regeln«, der zur Erklärung herangezogen wird, denn »in den Gesellschaften, in denen die Kodifizierung noch nicht sehr weit gediehen ist, bildet der Habitus die Grundlage der meisten Praktiken.« (Bourdieu 1992: 86) Deswegen sind im Rahmen seiner Theorie kodifizierte, verschriftlichte Regeln und die habituellen Schemata zwei zu unterscheidende Modi der Anleitung und Strukturierung sozialer Praxis. Zum anderen (ii) war die Schrift für Bourdieu aus seiner Kritik am Theoretizismus und der scholastischen Ansicht wichtig – und damit für sein durchlaufendes Projekt, eine distinkte Logik der Praxis von einer theoretischen

Logik oder einer Logik des Beobachters abzuheben. So konstatiert er etwa – mit Eric Havelock –, dass ein kultureller oder sozialer Sachverhalt, der zunächst nur in praxi existiert, durch den Übergang »zu einem Diskurs verändert wird, der geschrieben, also wiederhol- und umkehrbar, von der Situation gelöst und durch seine Haltbarkeit geeignet ist, zum Gegenstand der Analyse, der Überprüfung, der Gegenüberstellung und des Nachdenkens zu werden« (Bourdieu 1987: 228Fn.). Dadurch – also durch Distanzierung von praktischen Geschehnissen mittels Prozessen der Verschriftlichung, der Aufzeichnung – wird genau das vorbereitet, dem Bourdieu zeit seines Lebens mit einer besonderen reflexiven Wachsamkeit begegnet ist: die »Erkenntnistheorie des Zuschauers«. Denn dass wir »in unserer Praxis innehalten, daß wir uns zu ihr zurückwenden, um sie zu betrachten, zu beschreiben, zu analysieren, macht, daß wir in gewisser Weise aus ihr ausscheiden und den agierenden Akteur tendenziell durch das reflektierende ›Subjekt‹ ersetzen, das praktische Wissen durch das geistige« (Bourdieu 2001: 66f.). Bourdieus Kritik an der scholastic fallacy, am ungebrochenen und unreflektierten Theoretizismus der Sozialtheorie unterhält mithin eine, zugestandenermaßen subkutan bleibende, Verbindung zu seiner Befassung mit Schrift.<sup>1</sup> Dass Bachur dies völlig außer Acht lässt, gerät seiner Studie zum Nachteil.

Ebenso schwer nachzuvollziehen ist, wieso Butlers Performativitätstheorie zwar ebenfalls zur Illustration des sozialtheoretischen Vergessens der Schrift aufgeführt wird, Bachur die vierzehn Seiten dieses Kapitels jedoch darauf verwenden möchte, zwei Gesichtspunkte zu diskutieren, die »für eine soziologische Schrifttheorie wichtig sind« (135). Ist Butler nun schriftvergessen, oder kann man ihrer Theorie wesentliche Gehalte für

1 Bourdieu macht schon in Sozialer Sinn eine Tendenz des Analytikers aus, »den Standpunkt des Schauspielers mit dem des Zuschauers zu verwechseln.« Diese privilegierte Sicht des Zuschauers, der unabhängig von praktischen Dringlichkeiten zu beobachten vermag, setze »auch die *zeitaufwendige* Nutzung dieser im Laufe der Geschichte akkumulierten und mit Zeitaufwand erkaufte *Verewigungsinstrumente* der Schrift und der sonstigen Aufzeichnungs- und Analyseverfahren wie Theorien, Methoden, Schemata usw. voraus« (Bourdieu 1987: 151f.).

## 172 Rezension

eine solche Schrifttheorie entnehmen? Eine, nicht gerade unwichtige, Frage, die der Rezensent im Buch nicht behandelt gefunden hat. Dass es im Folgenden (143ff.) vielfach um den Begriff der Iterabilität geht, den Butler von Derrida entlehnt, könnte nun eher vermuten lassen, dass man Butler nicht unbedingt Schriftvergessenheit vorwerfen muss – zumal es im Kapitel zu Derrida in der Hauptsache auch um diesen Begriff, also Iterabilität, ging.

Das allgemeine sprachtheoretisch brisante Merkmal der Wiederholbarkeit, auf das mit diesem Begriff abgezielt wird, ist nun zweifellos wichtig und kann der Einsatzpunkt weittragender theoretischer Folgerungen sein – was daran aber ist genuin ›schrifttheoretisch‹, nicht ›sprachtheoretisch‹? Mit anderen Worten: dass Austin, Derrida und Butler, von denen aus sich der Iterabilitätsbegriff zentral platzieren lässt, innerhalb einer sprachtheoretisch ansetzenden Studie Erwähnung finden können oder vielleicht sogar sollten, ist überzeugend; aber was können sie uns im Rahmen einer Theorie der Schrift, auch noch einer *soziologischen* Theorie der Schrift lehren? Es wäre doch ein Leichtes für Bachur gewesen, etwaige sozialtheoretisch ertragreiche Zusammenhänge einmal offenzulegen oder anzudeuten. Etwa vom Gedanken, dass sprachliche Einheiten eine gewisse Wiederholbarkeit aufweisen müssen und dass schriftliche Aufzeichnung ebenso gewährleistet, dass wir etwas in anderen Kontexten, zu anderen Zeiten und in anderen sozialen Konstellationen zu wiederholen vermögen, auszugehen und nachzusehen, ob sich dies nicht in einen fruchtbaren Zusammenhang mit Luhmanns Überlegungen zu Schemata (auf die Bachur zu sprechen kommt – 208ff.) und Wiederholung<sup>2</sup> oder gar zu Bourdieus Rede von Schemata des Körpers bringen ließe. Die Anlage des Buches und die separate Abhandlung der Autoren im Nacheinander verhindert es allerdings, dass der Leser das Entstehen solcher übergreifender systematischer Gedankengänge, selbst wenn es nur Versuche geblieben wären, mitzuverfolgen vermag. Das nämliche gilt für den Zusammenhang von Schrift und sozialem Gedächtnis, ein Thema,

das von so unterschiedlichen Autoren wie Luhmann, Derrida, Maurice Halbwachs und, im Anschluss an diese, Jan Assmann aufgegriffen worden ist und das vielfältige Ausgangspunkte für systematisierende Überlegungen hätte bieten können.

Wieso es stattdessen überhaupt plausibler sein sollte, die Schrift nicht so sehr von ihrem mnemotechnischen bzw. gedächtnishaften Aspekt oder von ihrer Rolle als Kommunikationsmedium her als aus der Perspektive eines ›Dokumentationsparadigmas‹ zu begreifen (285), ist dem Rezensenten bis zum Schluss unklar geblieben. Es mag sein, dass das Labor – und, noch eigenartiger, das Labor als Produktionsort von wissenschaftlichen Aufsätzen – in der gesellschaftlichen Parallelgalaxie der Anhänger der Latourmode als ein überzeugender Ausgangspunkt zu gelten vermag, den sozialen Stellenwert der Schrift zu ermessen und ihre weitreichenden sozialen Effekte zu erörtern. Dass, wie im Labor, »Personen *zusammen an einer Inskription arbeiten müssen*« (327) und dass innerhalb dieses Vorgangs Verhaltensabstimmungen getroffen, Technologien eingesetzt und auf materielle oder technologische Voraussetzungen zurückgegriffen werden muss, ist für manche, sehr spezifische soziale Zusammenhänge sicher eine korrekte Beschreibung. Nur, vielleicht muss man es nochmal festhalten: die Gesellschaft besteht in der Hauptsache nicht aus kollektiv synchronisierten Schreibpraktiken, sie kann nicht in Analogie zu einem Labor verstanden werden, und dass materielle oder technologische Voraussetzungen für das Entstehen von Sozialität notwendig sind und dass sie diese tiefgreifend prägen, ist, so abstrakt gefasst, keine besondere soziologische Einsicht. Denn, erstens, Schrift in Form von Studienordnungen, kommunistischen Flugblättern, Brandreden von sehr besorgten Bürgern bei Facebook, Verkehrszeichen und der Straßenverkehrsordnung, Flugtickets, Arztsprechzeiten usw. prägt und koordiniert Verhalten von Individuen, ohne dass es zu einer ›kollektiven Schreibpraktik‹ kommen muss; es wird hier weder etwas kollektiv und institutionell ›dokumentiert‹ oder ›inskribiert‹, sondern kommuniziert. Und, zweitens: wie etwa der Buchdruck – als Technologie – oder das Schreiben auf Papier, auf Pergament, auf Papyrus, usw. – als unterschiedlichen Materialien – soziale Zusammenhänge entscheidend geprägt haben,

2 Bei Luhmann zumeist als Kondensation und Konfirmierung, eine häufig auftauchende Unterscheidung. Vgl. exemplarisch Luhmann 1991: 107ff.; 311ff.; 1997: 46f., 218ff., 394ff.; 2005: 21f.

kann man bei Luhmann oder bei Medientheoretikern wie McLuhan, Havelock und Goody erfahren. Dafür braucht es nicht die bombastischen Thesen eines Modeautors wie Latour und keine Modetheorie wie die Praxistheorie. Aber wenn man unbefangen und unvergrübelt von »der herkömmlichen Materialitätsvergessenheit der Soziologie« (272) spricht, ist man von der Notwendigkeit solcher Theoriemoden vermutlich in einer unbeirrbar Weise überzeugt.

## Literatur

- Bourdieu, Pierre (1987): *Sozialer Sinn. Zur Kritik der theoretischen Vernunft*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre (1992): »Von der Regel zu den Strategien«. In: Ders.: *Rede und Antwort*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 79-98.
- Bourdieu, Pierre (1992a): »Die Kodifizierung«. In: Ders.: *Rede und Antwort*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 99-110.
- Bourdieu, Pierre (1992b): »Lektüre, Leser, Gebildete, Literatur«. In: Ders.: *Rede und Antwort*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, S. 119-131.
- Bourdieu, Pierre (2001): *Meditationen. Kritik der scholastischen Vernunft*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas (1991): *Die Wissenschaft der Gesellschaft*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas (1997): *Die Gesellschaft der Gesellschaft*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas (2005): »Identität – was oder wie«. In: Ders.: *Soziologische Aufklärung 5*. Wiesbaden: VS-Verlag, S. 15-30.

### Anschrift:

M.A. David Jöckel,  
Lehrstuhl für Allgemeine und  
Theoretische Soziologie  
Friedrich Schiller-Universität Jena  
Sophienstraße 17, 07743 Jena,  
vamvak@gmx.de